

## Geist der Moderne?

JOHN GRAY: *Die Geburt al-Qaidas aus dem Geist der Moderne*. Verlag Antje Kunstmann, 2004. 174 Seiten, 16,90 EUR

Gängig ist die Einschätzung, bei dem islamischen Fundamentalismus handle es sich um eine Revolte des Religiösen gegen die säkularisierte Welt, wenn nicht um eine Rückkehr des Mittelalters in die Neuzeit. Erschreckend rückschrittlich ist deren Missachtung der Rolle der Frauen, der Bildung und aller demokratischen Errungenschaften. Kaum jemand kam bisher auf die Idee, über den behaupteten und sich ja auch aufdrängenden Gegensatz dieses archaisch anmutenden quasi-religiösen Phänomens zum säkularen modernen Westen hinaus- bzw. in ihn hineinzudenken. Diesen gewagten und nicht ganz unumstrittenen Versuch unternimmt John Gray, Professor für Europäisches Denken an der Londoner School of Economics, mit der Ausgangsthese, der radikale Islam sei »aus dem Geist der Moderne« entstanden. Diese These impliziert, nach den verborgenen Quellen des Islamismus in westlichen Denktraditionen zu suchen. Diese findet der Autor zunächst in strukturellen Analogien wie dem Erlösungsmotiv, das der radikale Islam mit dem Christentum und dessen säkularisierter Umwandlung, der europäischen Aufklärung, gemeinsam habe. Die Aufklärung nun war von dem positivistischen Katechismus Saint-Simons »Neuer Kirche« der Vernunft und Comtes Wissenschaftsglaube inauguriert. Drei Hauptsätze machen den positivistischen Katechismus aus: Erstens garantiert allein die Wissenschaft den geschichtlichen Fortschritt durch wachsendes Wissen und neue Technologien. Zweitens wird die Wissenschaft durch die Beseitigung materieller Not die Bedingung für Armut und Krieg aus der Welt schaffen. Daraus ergibt sich drittens, dass der wissenschaftliche Fortschritt mit dem ethischen und politischen einhergeht. Das Projekt der Wissenschaft, so der Erlösungsglaube der Positivisten, schaffe in Zukunft eine universelle

Zivilisation, dominiert von einer säkularisierten irdischen Moral. Der Autor kann in seiner Argumentationskette nur deshalb den Islamismus als aus dem Geist der Moderne geborenes Phänomen behaupten, weil er ihn in die Tradition der europäischen Anarchisten des 19. Jahrhunderts und der anderen totalitären Projekte des 20. Jahrhunderts eingliedert: »Die zeitlich nächsten Vorläufer von al-Qaida sind die europäischen Anarchisten des späten 19. Jahrhunderts. ... Ebenso wie der Kommunismus und der Nazismus ist auch der radikale Islam eine moderne Erscheinung«, weil er – so in Gestalt »al-Qaidas Ideologie« – ein »hochgradig synkretistisches Konstrukt« aus einer Mixtur aus Ideen der revolutionär-bolschewistischen Avantgarde und Nietzscheanischer Rationalismus-Kritik sei. Hier findet sich eine der Schwachstellen des Buches: So überzeugend der Hinweis auf die meist vergessene, allem modernen Denken zugrundeliegende Rolle des Positivismus ist, so wenig überzeugend ist die Ableitung islamistischer Ideologeme aus positivistischen Prämissen und der ihnen – so der Autor – unbewusst verpflichteten politischen Ideologien des Bolschewismus und Nazismus.

Zwar ist »der Positivismus ... eine Erlösungslehre im Gewand einer Geschichtstheorie«, die quasi-totalitär im Projekt der Sozialtechnik ein überall gleiches, universelles Wertesystem als Zwangsbeglückung der Menschheit aufzudrängen geneigt ist. Auch ist mit J. Gray seit den Einsichten Adornos und Horkheimers »Dialektik der Aufklärung« nicht abzuleugnen, dass in modernen Gesellschaften »die unterdrückte Religion als säkularer Kult« wieder auftaucht: »Vom Bewusstsein unterdrückt tritt die apokalyptische Leidenschaft der Religion als Projekt universaler menschlicher Emanzipation wieder zu Tage.« Doch zu apodiktisch, weil aus Originaltexten nicht immanent entwickelt, bleibt die Behauptung des Autors, die »merkwürdige Kreuzung aus Theokratie und Anarchie von al-Qaida« sei »ein Abfallprodukt westlichen radikalen Denkens«. Nachvollziehbar bleibt dabei das Statement, dass »beide Protagonisten des heutigen Konflikts« von Überzeu-

gungen geleitet sind, »die sie selber nicht durchschauen«. Wenn der Autor schon auf verschlafene analoge Denkvoraussetzungen der Kontrahenten im »Kampf der Kulturen«, der somit ein solcher nicht sein kann, anspielt: Warum unterlässt er es bei aller Plausibilität seines Deutungsansatzes dennoch, diese genauer herauszuarbeiten? Ein tiefgehenderer Ausflug in die Philosophie im Sinne einer erkenntnisimmanenten Begründung des als geradezu universell behaupteten positivistischen Einflusses auf totalitär religiös-politische und politisch-religiöse Bewegungen hätte der Stringenz der Argumentation nicht geschadet.<sup>1</sup> Dürftig bleibt auch der Nachweis, welches »Erlösungsprojekt« al-Qaida im Sinne des »faustischen Entwurfs« des Westens und seiner totalitären Produkte aufzuweisen hätte außer des der Zerstörung um der Zerstörung willen. So bleibt auch die Einschätzung des Autors wenig überzeugend, »al-Qaida« werde »von der Überzeugung getrieben, die Welt könne durch spektakuläre Terroranschläge verwandelt werden«, ein Widersinn, von dem diese Gruppe sich trotz gegensätzlicher Folgen ihrer Taten nicht abbringen lasse. Hier wirkt der vom Autor behauptete »Erlösungsglaube« völlig konstruiert.

Trotz der genannten Schwachstellen des Buches besticht es doch an einigen Stellen durch scharfsinnige und auch profunde Bewertungen geistesgeschichtlicher Konstellationen, die in anthroposophischer Terminologie an das Zusammenwirken ahrimanischer und luziferischer Impulse denken lassen: So schreibt J. Gray am Ende seines Buches über eine Konstellation von Denkertypen am Ausgang der Moderne, deren Folgen wir in der Gegenwart ausgesetzt sind, die wir als auf uns zukommendes Schicksal zu spüren bekommen: »In einer helllichtigen Eingebung erschien Henri Saint-Simon die Zukunft der Menschheit als die Verbindung von Voltaire mit de Maistre. Der herausragende Philosoph der Aufklärung und der beispiellose Reaktionär geben allerdings ein schräges Paar ab. Eiskalte Logik gepaart mit unbeirrbarer Irrationalität eröffnet eher merkwürdige Ansichten. Und doch wird genau das Zusammenspiel von ex-

pandierendem wissenschaftlichem Wissen mit unveränderlichen menschlichen Bedürfnissen die Zukunft unserer Spezies bestimmen.« Ein Ausgleich und eine Transformation dieses ungunstigen Gegensatzes, der sich verhängnisvoll zuarbeitete, ist für den Autor anscheinend nicht denkbar. Erst hier läge die Chance zur Befreiung der Menschheit aus den Ketten ihrer verschlafenen Denkvoraussetzungen. *Gerd Weidenhausen*

1 Herbert Witzgen untersucht in dem ersten Band von »Intuition und Beobachtung« (Stuttgart 1977) überzeugend die Denkvoraussetzungen des Positivismus. Eine ausgezeichnete Untersuchung und immanente Kritik des Positivismus und all seiner Spielarten bis hin zum Logischen Positivismus leistet H. Schnädelbach in dem Buch »Erfahrung, Begründung, Reflexion« (Frankfurt 1971).

## Paradiesisch

Heinrich Krauss: **Das Paradies. Eine kleines Kulturgeschichte.** Verlag C. H. Beck, München 2004. 176 Seiten, 9,90 EUR.

Überblicksdarstellungen, die ihre Leser am Leitfaden eines Begriffs quer durch die Jahrhunderte der europäischen Kulturgeschichte führen, erfreuen sich in den letzten Jahren zunehmender Beliebtheit. Berücksichtigt man, dass derartige Werke – wie auch das vorliegende – zumeist viel Wissenswertes aus oft entlegenen Quellen vermitteln und leicht zugänglich machen, so liegt der Nutzen eines chronologischen und deskriptiven Vorgehens auf der Hand. Im vorliegenden Fall dürfte das Thema besonderes Interesse erwecken, handelt es sich doch um eine grundsätzliche und komplexe Vorstellung, deren Sinngehalt zu befragen in Zeiten, in denen der Begriff des Paradieses zur bloßen Metapher verkommen ist, Gewinn verspricht.

Der Autor, der unter ähnlicher Fragestellung sich zum Beispiel schon mit Überlieferung, Gestalt und Deutung der Engel beschäftigt hat, macht seinen Lesern Wandel und Bedeutung der Vorstellung vom Paradies anschau-

lich. Sätze wie der folgende – im Rahmen einer diffizilen Analyse der biblischen Geschichte vom Garten Eden – machen zu Beginn des 21. Jahrhunderts durchaus Sinn: »Im Falle der Nacktheit ist das Sich-Bekleiden eine Reaktion der Selbstbewahrung, die aus dem Bewusstsein kommt, dass der Mensch mehr ist, als er in seiner Körperlichkeit von sich zeigen kann«. In dem Moment, wo es wie hier gelingt, alte Texte für die Gegenwart lesbar zu machen, lässt sich natürlich fragen, was denn der Mensch »mehr ist«.

Die Form des Essays, die Heinrich Krauss für »Das Paradies. Eine kleine Kulturgeschichte« gewählt hat, ist insofern passend, als sie den Autor von der Pflicht befreit, so bedeutungsschwangere Themen wie »Lichterfahrungen in den Mysterienkulten«, »Philosophische Himmelsmythen«, »Jenseitsreisen und Nah-Tod-Erfahrungen« oder »Die Gartenkultur des Islam« erschöpfend zu behandeln. Einmal mehr gilt das Diktum, weniger ist besser, und Interessierte werden gerade das Skizzenhafte, die Leichtigkeit der Darstellung zu schätzen wissen, in denen die Überlegungen und Gedanken des Autors noch offen sind für einen Dialog mit dem Leser, der gewiss an etlichen Stellen anders Position beziehen wird.

Mag die relativierende Haltung des Autors in Bezug auf historische Nah-Tod-Erlebnisse angesichts der Fülle des präsentierten Materials über die Paradiesvorstellungen erstaunen, wenn es auf Seite 137 heißt: »Denn die Frage nach dem Realitätsgehalt dessen, was die Betroffenen schauten, bleibt ebenso offen, wie die Frage, ob sie überhaupt mit einer jenseitigen Welt in Kontakt traten, da sie eben doch nicht wirklich tot waren«, so muss seine interessante, auf die Freiheit des Menschen gerichtete Lesart der Schöpfungsgeschichte hier ausdrücklich hervorgehoben werden. Die Erwähnung der »grundlegend sozialen Natur des Menschen« verweist in der Tat darauf, dass die alten, von der Gegenwart oft verkannten Texte der Menschheitsgeschichte noch immer ein Entwicklungspotential für den Menschen bereit halten.

Heinrich Krauss hat ein schönes Buch verfasst, das ganz zu Recht keine »paradiesi-

schen« Lösungen anbietet, aber dadurch den Leser vielleicht um so mehr anregt, nach jenem Punkt zu forschen, wo sich in ihm selbst die Kraftquelle befindet, auf die die Vorstellungen vom Paradies in den Kulturen der Welt wohl doch verweisen.

*Matthias Mochner*

## Ein Weltinstrument

HEINZ STEFAN HERZKA: **Schalmeien der Welt. Volksoboen und Volksklarinetten.** Ein CD-ROM-Buch. Schwabe Verlag, Basel 2003. 248 Seiten, 47,50 EUR.

»Musik allein ist die Weltsprache«, so lautet eine Definition des Religionsphilosophen Berthold Auerbach. Von Heinz Stefan Herzka liegt nach jahrzehntelangen Recherchen ein Buch vor, das sich mit den Schalmeieninstrumenten beschäftigt, und der Autor formuliert in seinem Vorwort – in gedanklicher Erweiterung obigen Zitats –, dass »keine Sprache so universal wie der Klang von Musikinstrumenten ist«. In dem reich bebilderten Buch wird deutlich gemacht, wie vielseitig die Geschichte der Ahnen und noch bespielten Verwandten unserer heutigen bekanntesten Rohrblattinstrumente Oboe, Fagott und vor allem der Klarinette ist. Über 4 Kontinente erstrecken sich die Reisen des Autors, der von Hause aus Mediziner ist und eine leidenschaftliche Suche nach den musikethnologischen Quellen sowie nach lebenden Musizierpraktiken durchführte. Die einerseits spielerische, andererseits fesselnde Erzählweise ermöglicht es dem Leser von Anbeginn des Buches an mit einzutauchen in eine faszinierende Welt, die unsere gesamte abendländische Kulturgeschichte zu umfassen scheint und darüber hinaus bis in die entlegensten Winkel unserer Erde eine Rolle spielt. Vom nahen Osten her führt ein Weg über die griechische Welt nach Italien; im alten Persien ist das Instrument ebenso in Gebrauch wie in China, Tibet und Japan, auch Indonesien, Indien und dann die Übernahme und Weiterentwicklung der Auloi-Instrumente in all ihren

unterschiedlichen Facetten in Europa, vom Mittelalter an bis zu den heutigen Orchesterinstrumenten hin wird schlaglichtartig beleuchtet und durch kulturgeschichtliche Details erweitert und untermauert. Vor allem das historische Griechenland spielt bei der Etablierung des Instruments eine herausragende Rolle, dort nämlich »gelang der Schalmey der kulturgeschichtliche Durchbruch im Gefolge der Gottheit Dionysos.« Weiter führt Herzka aus, sich auch auf die Eroberungszüge Alexanders des Grossen berufend: »Mit griechischen Kolonisatoren und auf den Schiffen der griechischen Händler müssen Schalmeyen und Musikerinnen und Musiker überall im Mittelmeerraum hingekommen sein, es muss ein reger Austausch der Instrumente und Spielpraxis stattgefunden haben.«

Mit zahlreichen archäologischen Funden belegt der Autor eine fast lückenlose Geschichte dieses Instrumentes bis annähernd 3 Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung und wo man erst den Eindruck haben könnte, man hätte ein nüchternes Instrumentenlexikon in Händen, wird man schnell eines Besseren belehrt. Die erfrischende und teilnehmende Erzählweise Herzkas wird den fachkundigen Leser ebenso in seinen Bann ziehen wie den Laien, zu denen sich der Autor in aller Bescheidenheit selber zählt. Vielleicht schimmert gerade deshalb eine unbelastete Begeisterung durch alle Zeilen des Buches, die auch dem wissenschaftlich Forschenden zahlreiche fesselnde und aufschlussreiche Details vermitteln vermag. Dem Buch ist eine CD-Rom beigelegt, die mit einer Fülle von Bildern und den dazugehörigen Klangbeispielen das Gelesene weiter optisch vertieft und auch akustisch verdeutlicht. Das Buch ist daher nicht nur in dokumentatorischer Hinsicht in höchstem Maße verdienstvoll. Man wird nach dessen Lektüre den Schlusssatz des Autors unterstreichen können: »An der Schwelle zum globalen Zeitalter ist die Stimme der Schalmey und der Rohrblattinstrumente, welche so vielen Musikkulturen der Welt auf je besondere Weise eigen ist und die gleichzeitig weit auseinanderliegende Musiktraditionen miteinander verknüpft, von neuer Aktualität.«

*Wolfram Graf*

## Nicht nur eine Legende!

GALSAN TSCHINAG: **Das geraubte Kind.** Roman. Insel Verlag, Frankfurt a. M. 2004. 320 Seiten, 19,90 EUR.

Zunächst sei eine Warnung vor dem Buche ausgesprochen: Dies ist das richtige Buch für den falschen Leser – oder das falsche Buch für den richtigen Leser. Es eignet sich sehr für eine genüssliche Lektüre in der Kuschelecke des Sofas, man wird sofort von einem magischen Sog erfasst und mag gar nicht aufhören. Die Geschichte spielt in einer fernen Zeit – im 18. Jahrhundert – in einem fernen Land: unter den Tuwa-Nomaden der Mongolei, in der Bergsteppe des Altai. Das schafft genügend Distanz zu unserem Alltag. Rückwärts-Wendung, Reiz des Exotischen, Hang zur Nostalgie, Sehnsucht nach Esoterik, das sind die – weiter im Wachsen begriffenen – Phänomene, mit denen sich der große Erfolg derartiger Bücher erklärt (man denke zum Vergleich an Crottets Erzählungen von den Skolt-Lappen, Rytchëus Geschichten aus dem Land der Tschuktschen oder die verschiedensten Afrika-Bücher). Nichts dagegen – aber kann das alles sein?

Galsan Tschinag – den Leser dieser Zeitschrift bereits aus einem Interview kennen lernen durften (DIE DREI Nr. 2/2004) – nimmt zum Ausgangspunkt seines Romans den Kern einer alten Legende, die heute noch in seinem Volk lebendig ist. Im Mittelpunkt steht Hynndynn, der »Tag-und-Nacht-Mensch«: Schon über seiner Geburt – begleitet von der Schamanin Ökpesch – steht ein besonderer Stern. Die Mutter stirbt, das Kind kann gerettet werden und kommt zu Pflegeeltern. Zu seiner Rettung tragen Fremde bei, von weither gereist, die den Zieheltern eine Jurte und viele weitere Geschenke überreichen und ihnen damit ein sorgenfreies Leben ermöglichen. Mit sieben Jahren wird Hynndynn dann wiederum von Fremden entführt und lebt weitere sieben Jahre in China (wie der Leser erst allmählich begreifen lernt) – als Gefangener in einer Festung, mit langsam

gelockerter Bewegungsfreiheit, die aber immer begrenzt bleibt. Dort bekommt er eine hervorragende Erziehung, mit umfassendem Wissen, in mehreren Sprachen, in höfischen Umgangsformen. Er wird dann zum Fürst ernannt, mit einer chinesischen Prinzessin verheiratet und begleitet von großem Gefolge (und Aufpassern) in das Land der Tuwa zurückgeschickt – mit der Aufgabe, die Eroberung seiner Heimat durch die Chinesen vorzubereiten und abzuschließen. Das aber funktioniert nicht: In dem Konflikt, in den man ihn gezwungen hat, entscheidet sich Hynndynn für seinen Stamm und unterstützt den Kampf um Selbstbestimmung und Unabhängigkeit. Dies alles ist in einer schönen, oft wunderbar schwingenden und immer wieder ausgesprochen bildkräftigen Sprache geschrieben – wohlgeordnet: original in Deutsch! Es beginnt mit einer »Beschwörung der Geister« und endet mit einer »Besänftigung der Geister« (gesprochen vom Autor, so muss man es sich wohl denken): »... Erhört mich ihr Geister, und eilt herbei. Löst die Fesseln der Zeit ... Sorg dich und steh mir bei, Geschichte. Erhebt mich, ihr alle, und tragt mich fort, fort. Denn wagen will ich es. Will das Biest Vergangenheit aufspüren und vom Tod erwecken ...« Vom Sandkorn zum Stein – vom Stein zum Hügel – vom Hügel zum Berg, so sind die drei Teile überschrieben, in die der eigentliche Roman gegliedert ist. Der Erzählfluss scheint einerseits von ruhigem Atem getragen – erst nach rund einem Drittel wird das Kind tatsächlich geraubt –, und doch wundert man sich im Nachhinein, welche Fülle an Gestalten, Geschehnissen, weisen Kommentaren auf diesen wenig über 300 Seiten untergebracht sind und als lebendige Bilder in der Erinnerung bleiben.

Unter den geschilderten Menschen kann ich mich kaum entscheiden, wem ich sympathisch-erinnernd den Vorzug geben soll: dem jungen Landsmann Mugulai etwa, der vom Tuwa-Häuptling (auch nicht gerade freiwillig) in die Fremde geschickt wird, um Wissen zu erwerben, und den Hynndynn am Ende der Geschichte (nachdem er sein aufgezwungenes Fürstenamt aufgelöst hat) als neuen

Häuptling vorschlägt; der Amme in der chinesischen Fremde, Mutschin Bi, die gleichzeitig zu Hynndynns Wärterin bestimmt ist, aber immer wieder den Mut zu kleinen Abweichungen von den Weisungen hat, die sie bekommt; dem Mädchen Schao Dshe, das ihm beim Spielen und Lernen Gesellschaft leistet; oder einer der Nebenfiguren wie dem ersten Wanderlama, dem »Wandergesellen des Geistwerkes«, der eine erste Begegnung der Nomaden mit der Kunst des Lesens und Schreibens verkörpert? Als Faszination in Erinnerung bleiben nach der Lektüre nicht zuletzt die tiefe Weisheit der Häuptlinge und ihrer Ratgeber. »Wo ist der Himmel?«, fragt der alte Häuptling einmal und antwortet: »Manch einer würde sagen: oben. Da auch gewiss, meint man damit das große blaugraue Gewölbe über uns Menschen und Tieren, den Bergen und den Wolken. Aber das Himmelreich, von dem die Rede ist, kann gewiss nicht dahinter sein. Es könnte irgendwo auf Erden liegen. Noch eher aber in mir, dir und dir, in uns selber. Der Himmel auf alle Fälle, der meiste und urreineste Himmel liegt dort. Davon bin ich nun einmal felsenfest überzeugt. Anstatt so viel vom Himmel, gar vom Blauen Himmel und seinem Reich zu quasseln, müsste man aufpassen, den in sich selber in Sicht und Reinheit zu halten!« An anderer Stelle äußert die eine der »Stützen«: »Der Fremde ... besitzt etwas, was wir nicht besitzen ... Er hat Wissen, und Wissen ist das höchste Besitztum, der höchste Schmuck und die höchste Macht! ... Wir müssen sehen, uns an dem zu beteiligen, was andere besitzen und wir noch nicht. Wir müssen uns nach einem Weg erkundigen, der zum Wissen führt. ...« Aber das Ganze ist, wie bereits angedeutet, keineswegs als pure Idylle geschildert. Der Roman ist auch und vor allem ein Roman der Gewalt: Schon der Einsatz eines Fürsten für die Tuwa, die immer einen Weisenrat unter Vorsitz eines Häuptlings gehabt haben, ist ein Gewaltakt, den wir kaum ermaßen können (darauf hat der Autor in einem Gespräch hingewiesen). Mit Gewalt in die Fremde verpflanzt zu werden ist eine der schlimmsten Gewalttaten gegenüber einem Heranwach-

senden – und das passiert ja nicht nur Hynndynn, sondern auch (in interessanter Spiegelung) Mugulai. Hier gibt es auch einen Kreuzungspunkt mit dem Schicksal des Autors, der es ebenfalls als Gewaltakt erlebt hat, dass er seinerzeit in der DDR studieren durfte/musste. Gewalt gegen Frauen wird mehrfach dargestellt; wichtigstes Beispiel ist die Geschichte der Mutschin Bi, die sie irgendwann dem jungen Mann zu erzählen wagt.

Und es gibt eine Folterszene: Der Tuwa-Häuptling und seine beiden Berater – die »Stütze zur Linken« und »Stütze zur Rechten« – werden von den Staatsvertretern aus dem Tross des Fürsten, ohne dass er es verhindern kann, mit schwerster Misshandlung dafür bestraft, dass sie Weisungen nicht gefolgt sind: Es ist sicherlich die Demütigung, die dabei am schwersten wiegt. Man müsste das schon mit Seelenblindheit lesen, um nicht die Parallele zu den Folterbildern der US-Amerikaner im Irak zu sehen. Hier spätestens kann der Roman eine »Axt sein für das gefrorene Meer in uns« (wie Franz Kafka es vom Buch grundsätzlich gefordert hat).

So ist es doch nur auf den ersten Blick verblüffend, wenn Galsan Tschinag den 11. September als Anlass für die jetzige Veröffentlichung des Romans nennt. Nach einer Lesung in Hameln hat er die Geschichte erzählt (und wenn sie nicht stimmt, dann ist sie doch »gut gelogen«), dass er schon vor rund dreißig Jahren die Aufzeichnungen über die Legende fertig gemacht, verschnürt und für eine Publikation rund vierzig Jahren später vorgesehen hat. Der 11. September habe ihn bewogen, diese Vorgabe aufzuheben. Kann ein solch kleines Volk sein Eigensein behaupten, seinen Untergang verhindern? Generell und auf Dauer und ohne Veränderung sicherlich nicht – das war damals schon so und gilt auch für die Gegenwart. Die Antworten aber können nur aus dem Volk selber kommen. Hynndynn führt bereits (nachdem die Tuwa ihn aus freien Stücken schließlich zum Häuptling gewählt hatten) Veränderungen ein: Er lässt Hütten bauen, beginnt mit Ackerbau und Holzwirtschaft, führt Metallbearbeitung ein. Die Antwort des Autors für die Gegenwart ist

pessimistisch, wie in dem bereits erwähnten Interview nachzulesen ist. Ein »happy end« gibt es – wie zu erwarten – in diesem Roman nicht: Hynndynn geht, nachdem er alles vorbereitet hat und bevor die Kämpfe beginnen, in den Freitod. Das Volk wahrt seine Selbstbestimmung, wehrt sich mit großer Tapferkeit gegen die fremden Herren, muss aber schließlich der Übermacht erliegen.

Kein bloß historischer Roman ist das also, wie der Verlag in der Werbung zum Ausdruck bringt – und auch nicht die bloße Erzählung einer alten Tuwa-Legende, wie es auf der Buchrückseite steht. Das wäre eine Verengung, die dem Roman nicht gerecht werden kann. Wenn das heute verstärkt zu einer unserer wichtigsten Aufgaben wird: uns in aktiver Aufmerksamkeit gegenüber dem Anderen und Andersartigen zu üben – dann kann dieses Buch ein wichtiges Beispiel, eine wichtige Hilfe sein. Dem Roman sind möglichst viele Leser zu wünschen, die ihn mit dem Herzen lesen – und dabei zugleich ihren Verstand, ihr taghelles Bewusstsein benutzen.

*Helge Mücke*

## Logik der Bilder

RÜDIGER SÜNNER: **Totenschiff und Sternenschloss. Reisen zu mythischen Orten Europas.** Mit 11 Radierungen von Christine Klie. Drachen Verlag, Klein Jasedow 2004. 156 Seiten, 16,50 EUR.

*Meine Heimat ist die Region der Sommersterne ...  
Ich war mit dem Herrn der Welt in der obersten  
Sphäre ... mit Luzifer in den Tiefen der Hölle ...*  
Talesin

In diesem äußerlich anspruchslos erscheinenden Buch ist Sprengstoff verborgen. Auf empfängliche Menschen wirken so genannte »Kraftorte« inspirierend. »Aufgeklärte« Zeitgenossen lächeln darüber, aber hier ist einer, der der Sache erlebend auf den Grund geht. Der Autor Rüdiger Sünnner (geb. 1953) promovierte über Adorno und Nietzsche, ehe er an der Deutschen Film- und Fernsehakade-

mie Berlin studierte. Er ist vor allem als Filmmacher bekannt, außerdem als Musiker. Die Leser der DREI kennen bereits »Das Sonnenkreuz. Das keltische Christentum in Irland« (Vorabdruck eines Kapitels in DIE DREI 8/9, 2003), vielleicht auch »Schwarze Sonne« (Buch und DVD über den Missbrauch nordischer Mythen im Dritten Reich und rechter Esoterik) oder seinen Film »Die Legende vom Nil« (1995) über den Maler Paul Klee.

Einleitend erzählt Sünner, wie die Themen für das Buch teils durch seine Arbeit, teils durch Verluste, Aufarbeitung von Vergangenem und spirituelles Interesse veranlasst waren. Der Autor besitzt die hohe Sensibilität des Künstlers und erlebt manches, was an andern vorbeigeht. Sein Buch gleicht dem Bericht eines Weltreisenden, nur, dass er nicht allein in der physischen, sondern auch in der seelisch-geistigen Welt unterwegs ist. Der interessierte Leser fühlt sich von der persönlichen Schilderung seiner Erlebnisse stark angesprochen und wird sie als Bestätigung eigener, vielleicht noch nicht ausgereifter Gedanken freudig aufnehmen, denn wir leben in einer Aufbruchzeit, die den Materialismus als alleinige Seelenhaltung überwindet. Dieses Buch hilft dem geistig Suchenden, und zwar hauptsächlich durch Entängstigung.

Als erstes begegnete Sünner die ostasiatische Spiritualität. Drei Jahre lang beschäftigte er sich intensiv mit dem Zen-Buddhismus und lernte durch die Meditation jeden Tag eine kleine Grenze zu überschreiten. Eines der anrührendsten Kapitel ist das über Ägypten: Sünner folgte Paul Klees Spuren von 1928. Fasziniert von der surrealen Bildhaftigkeit der Sprache im ägyptischen Totenbuch, erlebte er auf dem nächtlichen Nil das Eintreten in eine ätherische Welt. »Ich war gleichzeitig ich selbst und in allen Zeiten und Epochen vorhanden, ... Teil einer nicht enden wollenden Bilderflut ...« Als Europäer sollten wir das Thema »germanische Mythologie und ihr Missbrauch« nicht ausgrenzen. Sünner erklärt, warum das in Deutschland so schwer ist; damit arbeitet er besonders die jüngste Vergangenheit auf. Er spricht aus, was viele denken: Unsere Kultur hat »durch die Nazi-

zeit jede Regung von eigener Spiritualität und Devotionsfähigkeit verloren«. Man habe nicht nur – selbstverständlich – keinen Glauben mehr an die alten germanischen Götter und die einstige europäische Spiritualität, sondern wisse kaum etwas davon. Nur die Kelten, die den Germanen in vielem ähnelten, könnten unbelastet diskutiert werden. Doch der angstfreie Umgang mit der Vergangenheit muss geübt werden, wie soll sonst eine freie Zukunft möglich sein?

Bei der Begegnung mit dem Archetyp Baum – weit entfernt vom heutigen »ökologischen Funktionsträger« – schreibt Sünner über die Donar-Eiche in Hessen, mit deren Fällung Bonifatius einst einen ganzen Kosmos von Vorstellungen zerstörte (Weltenesche Yggdrasil, Reinkarnation), und fragt: »Hätte die neue Religion die alten Glaubensvorstellungen nicht dulden können, bis die Menschen von sich aus zur Annahme des Christentums bereit gewesen wären?« Er distanziert sich von Esoterikgruppen, die den notwendigen Ernst vermissen lassen. Auch bedauert er das in Deutschland übliche ironische Lächeln der Intellektuellen über Tradition und Mythos. In Skandinavien oder Schottland befruchtet die Mythologie das Künstlerische noch heute. Dieses Buch wird manchen Künstler in Deutschland ermutigen, Uraltet neu aufzugreifen.

Seltsamerweise empfand Sünner die Megalithtempel in Irland und Schottland nicht wie lang Vergangenes, sondern wie Zukünftiges! Damit erlebte er das Zyklische der Zeiten, bewirkt durch das Ruhend-Geistige hinter einer sich wandelnden äußeren Welt. Bei seinen Reisen erfuhr Sünner sich schutzlos auch dem Archaischen gegenüber, das ihn um und um wirbelte. Doch bereitete ihm das Tiefe, Unbewusste, womöglich Schuldvolle keine Todesangst, sondern er empfand es, wenn nicht als schön, so doch als notwendig. Beim Besuch von Dolmen in der Lüneburger Heide fühlte er sich – als kleiner Teil eines gewaltigen Lebewesens, zu dem Erde, Wald und Himmel gehörten – unter dem Schutz der »Großen Göttin«. Häufig sind seine Berichte durchzogen von Sehnsucht nach der mütterlichen Urheimat, von der die Menschheit einst

ausgegangen war. Er erkennt den inneren Zusammenhang der Völkermythen und die Zeitlosigkeit ihrer Metaphern. Ein nicht geringer Teil seines Engagements ist bedingt durch das tragische Schicksal seiner eigenen Mutter, von dem er dem Leser erzählt.

In Irland entdeckt er beim Besuch von Kildare und Skellig Michael Wesentliches über das Christentum. Die Bilder des Book of Kells in Dublin, auf denen der Mensch in die Schöpfung eingebunden ist, wirken auf ihn geradezu »halluzinatorisch«. Beim Anblick irischer Sonnenkreuze fragt er, warum er erst hierher kommen musste, um mehr über die Feuerkraft christlicher Anschauung zu erfahren, und warum die Gestalt des Michael nicht zu den Helden gehöre, von denen sich Jugendliche begeistern lassen? Hier bringt er zum Ausdruck, dass Harry Potter nicht die richtige Antwort auf unsere Zeit geben kann.

Seine äußerlich evangelische Erziehung genügte Süner nicht. Immerhin war sie nicht ausschließlich materialistisch; damit entfallen einige Erschwernisse bei der geistigen Suche. Er schildert, wie er als Halbwüchsiger das von ihm verursachte Sterben eines Schmetterlings beobachtete, und wie er in sich einen »dunklen Gott« erlebte, der ihn zu Sadismus an Menschen aufforderte. Seine Auseinandersetzung mit destruktiven Trieben ist hochinteressant. Hier weist er auf die Rockmusik der 60er und 70er Jahre hin, diesem Versuch, dem Geistigen über die Erotik nahe zu kommen. In Zusammenhang mit dem Besuch der Katharerburg Montségur und dem SS-Gralsforscher Otto Rahn geht er auch auf Fragen zum Wesen der Sexualität ein. Mit der Beschreibung von eigenen Initiationserlebnissen im Alltag gehört er zu den wenigen, die den Mut haben, über geistige Erfahrungen zu sprechen. Seine Grenzen sind auch die seines Buches. Wie er wirkt es jung, doch wird man beim Lesen den Eindruck eines seltsam schwebenden Zustands nicht los, obwohl sein Autor Wert darauf legt, »geerdet« zu sein. Nie hatte er Angst, unterzugehen; woher kommt ihm dieses Urvertrauen? Prägen ihn seine Zen-Übungen unbewusst so stark, oder ist es doch das ererbte protestantische Christentum? Süner schreibt von großen

Erlebnissen an Bachs Musik.

Was er auf dem Nil erlebte, war eine Art Auflösung, »zunehmend ohne festes Ich«, die er genoss in ihrer »regressiven Glückseligkeit«. Hier liegt der Unterschied zur Anthroposophie, die geistige Erlebnisse auf der Grundlage von Nüchternheit, Wachheit und festem Ruhen in sich selbst anstrebt. Seine Ausführungen ähneln denen über Nahtoderlebnisse; die Gleichzeitigkeit aller Bilder erinnert an das große Lebenstableau unmittelbar nach dem Tod. Süner zieht den richtigen Schluss, einen oder mehrere kleine »Tode« erlebt zu haben. Bildhafte Zusammenhänge erscheinen ihm nicht weniger real als rationale. Immer wieder lässt er sich in Tiefen und Untiefen der Persönlichkeit führen und taucht verwandelt und durch Selbsterkenntnis gestärkt wieder auf. Das Grenzen-Verschieben begleitet ihn durch sein Leben. Er setzt allem nur sich selbst entgegen – das ist viel und bewundernswert, doch entsteht der Eindruck eines modernen Parzival, an den die Gralsfrage noch nicht gestellt wurde.

Nach seiner Meinung (in Anlehnung an die Psychoanalyse C.G. Jungs) hat das Christentum ein Weltbild verbreitet, das zu Dämonisierung tendiert. Dadurch sei das Abgründige nicht bewältigt und breche heute wieder hervor. Süner hofft mit seinem außerordentlich mutigen und ehrlichen Buch, dass gerade durch den persönlichen Bericht der Funke zum Leser überspringt. Dieses Buch befähigt den Leser, das Geistige an einem zugänglichen Zipfel zu fassen wie einen riesigen, über die Welt gebreiteten Mantel. Mit feinem Sprachgefühl findet Süner eine dem Gegenstand völlig angepasste Ausdrucksweise: sachlich, lebendig und phantasievoll, gelegentlich ins Märchenhafte eintauchend. Als geschickter Erzähler versteht er sogar das Würzen mit Humor. Die Logik der Bilder, oft stärker als Verstandesmäßiges, findet er in den »unterirdischen Kammern der Sprache« wieder.

In seinen elf Kapiteln öffnet es viele Türen, die der Leser durchschreiten *kann*, aber nicht muss. Auch aufgrund dieser freilassenden Darstellungsweise ist dem Buch weite Verbreitung zu wünschen.

*Maja Rehbein*